

Ökonomie Care

Apitzsch, Ursula, u. Marianne Schmidbaur (Hg.), *Care und Migration. Die Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen*, Barbara Budrich, Opladen-Farmington Hills/MI 2010 (215 S., br., 24,90 €)

Auf einer Tagung des »Cornelia Goethe Centrums für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse« im April 2009 wurden Care-Debatten im Kontext wechselnder Wohlfahrtsstaatsregime mit Erträgen der feministischen Migrationsforschung zusammengeführt. Der Anspruch des Tagungsbands geht über eine Dokumentation hinaus. Hg. wollen Theoriebildung vorantreiben. Sie betonen, dass das weite Spektrum der Care-Arbeit »selbst außerordentlich zentrale gesellschaftliche Produktion ist, nämlich die Produktion der *Form* des gesellschaftlichen Lebens selbst, die immer Reproduktion ist [...]. Um diese bedeutende Erkenntnis festzuhalten, bleibt der Begriff der Reproduktion neben dem von Care unverzichtbar.« (12f, Jeff Hearn zitierend) Sie beleuchten daher die »Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen«. Der einleitende Überblick mündet in der »Forderung nach einer gestaltenden Politik, die Care und Migration als wertvolle Ressourcen einbezieht« (21f).

Damit ist der Bogen bezeichnet, unter dem die vier Hauptteile stehen. Der erste Teil bringt neben Grundsätzlichem einen Beitrag von Arlie Hochschild, die anhand der gewerblichen Leihmutterschaft in Indien und der Migrationsweisen von global tätigen Care-Arbeiterinnen die zwei Seiten emotionaler Arbeit unter und für den Kapitalismus herausarbeitet. Der zweite fasst die Care-Debatten zusammen und diskutiert, wie sie konsistent und zusammenführend fortgesetzt werden können (Margrit Brückner, Karin Jurczyk, Maria S. Rerrich). Der dritte widmet sich in kritischer Anknüpfung an das Staatsbürgerschaftskonzept von Thomas S. Marshall der unzureichenden Verankerung sozialer und politischer Rechte derjenigen, die Care-Arbeit leisten (Rhacel Salazar-Parreñas). Eine entsprechende Erweiterung habe in der schrittweisen Etablierung von Frauenrechten in bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften ihr historisches Vorbild (Ute Gerhard) und könnte zur Verbesserung ihrer Situation beitragen (Ursula Apitzsch). Der vierte geht auf die weltweit durch Migrantinnen geleistete »Haushaltsarbeit« ein, beginnend mit der Theorie globaler Arbeitsmarktdynamiken (Helma Lutz/Ewa Palenga-Möllnbeck), an die sich konkretere Erfahrungen dieser Arbeiterinnen anschließen (Juliane Karakayalı, Agnieszka Satola) sowie Probleme einer angemessenen Interessenvertretung angesprochen werden (Helen Schwenken). Wer sich mit diesen Fragen bereits befasst hat, findet hier knappe, hilfreiche Erinnerungen an den Forschungsstand von einschlägigen Autorinnen. Manchmal wünscht man sich vertiefende Ausführungen, da einige Forschungsergebnisse mehr behauptet als begründet werden, etwa zum viel zitierten Intersektionalitätsansatz (Lutz/Palenga-Möllnbeck) oder zur ethischen Care-Diskussion (Brückner).

Die Aufsätze können hier nicht ausführlich gewürdigt werden. Stattdessen weise ich auf einige Querbezüge hin, die mit den Subjekten und dem noch nicht enthüllten »Geheimnis der Plusmacherei« in und durch »Care« zu tun haben. Verf. leuchten mit dem Blick in Haushalte und Familien objektive und subjektive Bedingungen aus, unter denen die Versorgungsökonomie ihren Anteil an der Mehrwerterzeugung erbringt. Während Hochschild auf die familienzerstörenden, aber auch lebenserhaltenden Folgen der globalen Hausarbeitsmigration bzw. Leihmutterschaft eingeht und mittels der Analyse der Ausbeutung der Gefühlsarbeit die »Hinterbühne des globalen Kapitalismus« ausleuchtet, stellt sich Jurczyk gleichsam ins Vorderhaus desselben – und lässt dabei (zwangsläufig?) im Dunkeln,

was das Rad in Gang hält. Sie ist an der »besonderen Qualität von Familie« interessiert, die eine »nicht durch Marktlogiken dominierte Privatheit« voraussetze (60). Sie begreift Familie »praxeologisch« als »Herstellungsleistung« (63) ihrer Mitglieder (»doing family«, 69; vgl. *Siebter Familienbericht der Bundesregierung*, 2007) und stellt am Beispiel der BRD fest, dass in der postfordistischen doppelten »Entgrenzung« von Erwerbsarbeit und Familienformen Versorgungslücken aufbrechen, für die es bislang keinen neuen »Reproduktionspakt« (59f) gebe. Unabhängig von den konkreten Strategien zur Schließung dieser Lücken seien Care-Tätigkeiten nur begrenzt kommodifizierbar, da sie immer auch »Zuneigung, Beziehung und Aufeinanderangewiesensein« umfassten (74). Karakayalı und Satola lassen durch einige osteuropäische Haushaltsarbeiterinnen solche Schließerinnen von »Versorgungslücken« zu Wort kommen und schauen ins Dunkel der Haushalte hinein. Damit betreten sie Neuland. Rerrich beklagt entsprechend, dass Care zu wenig am Ort der erbrachten Care-Leistungen thematisiert werde, und möchte die unverbundenen Diskurse verknüpfen, um Care als »Gesamthandlungsfeld« thematisieren zu können (88). Zwar werden im Buch international bestehende Ausbeutungsverhältnisse kritisiert bzw. als Gegenmittel eine »radical re-definition of social rights and social citizenship« (Gerhard, 108) sowie ein die Individuen entlastender »welfare state as universal care giver« (ebd., Fraser zitierend) genannt. Aber die Perspektive der Care-Bedürftigen entfällt weitgehend.

Auch die angebotenen einschlägigen Definitionen von Care werfen Fragen auf: Sie kreisen um Leistungen (Rerrich), Tätigkeiten und Praxisformen (Brückner) oder ein geschlechterkritisches Konzept der Arbeitsteilung (Gerhard). Doch über dem vierten Teil steht plötzlich »Haushaltsarbeit«. Beim Blick auf die Fotos der Umschlagseite und den Untertitel geht das Grübeln weiter: Ist ein Begriff für alles, was unter Care reflexionsfähig zusammengefasst werden soll, überhaupt sinnvoll? Wird so nicht ungewollt z.B. Menschen pflegen mit Müll wegbringen und aufwischen gleichgesetzt? Sicher gehen diese Fragen über den Band hinaus. Dennoch möchte ich festhalten: Care harrt noch immer einer überzeugenden Übersetzung und Handhabbarkeit. Fehlt außer einer von den Hg. intendierten Weiterführung der Reproduktionstheorie nicht auch eine Kategorie, die überzeugend »Haushaltsarbeit« im engen Sinn als integralen, nicht entwürdigenden Teil menschlicher Lebenspraxis verstehbar und die helfende »Arbeit am Menschen« zu einem unverzichtbaren Teil der Persönlichkeit machen kann? Und was ist eigentlich das Versprechen der »Ent-Sorgung«? Eine eschatologische Sorgenfreiheit durch die Befreiung von Unannehmlichkeiten, die zum Leben gehören, aber spezifisch delegiert sind? Die Verstaatlichung von Care, die in der von Großbritannien ausgehenden Theorie und in diesem lesenswerten Band als realutopische Forderung erhoben wird, kann nur Teil der gesuchten Lösung sein. Lohnenswert wäre daneben auch ein anders ansetzendes Nachdenken über Care als Praxis (vgl. meine Besprechungen von *Berliner Journal/L'Homme/Senghaas-Knobloch* und *Mol* u.a. in diesem Heft) und über eine alternative politische Vision, die Care eher als Begriff für die Fülle menschlicher Möglichkeiten versteht denn als Defizitanzeige.

Bei einer Fortschreibung des vorliegenden Bandes böte sich an, den Begriff der Reproduktion, wie einleitend angekündigt, stärker zu machen und von dort das Dunkel der Ausbeutungsverhältnisse zu erhellen. Der Terminus Care hingegen wäre aus seiner irgendwann nichts mehr erklärenden Allgemeinheit herauszuholen (vgl. z.B. der Rekurs auf Tronto bei Brückner, 49) und als Thema der politischen Ethik zu diskutieren. Politisch wäre über die von Verf. andiskutierten Rechts- und Interessenvertretungen zu verhandeln.

Sabine Plonz (Münster)

Berliner Journal für Soziologie, »Care – Black Box der Arbeitspolitik«, 18. Jg., Juni 2008, H. 2 (153 S., 21 €)

L'Homme – Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, »Sich sorgen – Care«, 19. Jg., 2008, H. 1, hgg. v. Ute Gerhard u. Karin Hausen (188 S., 21,80 €)

Senghaas-Knobloch, Eva, *Wohin driftet die Arbeitswelt?*, VS, Wiesbaden 2008 (280 S., br., 39,95 €)

Eine These von Herlinde Pauer-Studer markiert den Ausgangspunkt des Care-Schwerpunkthefts des *Berliner Journals* und kann stellvertretend für viele Forschungsarbeiten zu Wohlfahrtsregime und Geschlechterfragen stehen: »Entscheidend für den Staatsbürgerstatus wird die Integration in den Arbeitsmarkt« (zit. 185). Für Frauen bedeutet dies im in Europa gewünschten »dual breadwinner model«, dass sie zugleich zunehmend integriert und sozialleistungsberechtigt sind, aber auch weiterhin durch die unbezahlt geleistete Sorge-Arbeit desintegriert bleiben, aus der sich jedoch partiell ebenfalls Ansprüche ableiten lassen. Das Heft analysiert daher das Zusammenspiel von Sorge-Tätigkeiten und Erwerbsarbeit unter den Bedingungen gewandelter Arbeits- und Wohlfahrtsregime. Erwerbsarbeit werde zunehmend subjektiviert, entgrenzt und prekariert, wodurch sich die im Fordismus etablierten Geschlechterordnungen zwar wandeln, aber nicht überwunden würden. Im Unterschied zum Mainstream arbeitswissenschaftlicher, arbeits- und sozialpolitischer Forschung stellen die Beiträge diese geschlechteranalytische Dimension in den Mittelpunkt. Einmal mehr enthüllt sich beim Lesen die rational nicht mehr nachzuvollziehende Ignoranz des Mainstreams gegenüber der Bedeutung sozialer Dienste im umfassenden Sinn für die gesellschaftliche Reproduktion, als Beschäftigungssektor, als Pfeiler des durch Wohlfahrtspolitik modifizierten Kapitalismus – und damit als Voraussetzung für die Umsetzung des Versprechens universaler bürgerlicher Rechte. Letztere werden, so Verf., entlang von geschlechtsspezifischen und ethnischen Grenzen eingeschränkt (vgl. meine Besprechung von Apitzsch/Schmidbaur in diesem Heft).

Aus der Not eine Tugend machend, dass bislang keine sprachlich und konzeptionell zufriedenstellende Lösung der Frage nach Care gefunden wurde, spricht *Journal*-Hg. Hildegard Maria Nickel von der »Black Box der Arbeitspolitik«. Denn unter dem Sammelbegriff Care sind heterogene und verschiedene Disziplinen tangierende Fragen angesprochen, die jeweils eigene analytische und normative Standards mit sich führen. Hg. unterstreicht damit, dass Arbeitswissenschaften und -politik herausgefordert sind, Versorgungsfragen und Geschlechterverhältnisse systematisch zu reflektieren. Der von Ingrid Kurz-Scherf vorgeschlagene Begriff der »Sozialität von Arbeit«, der diese Aspekte zusammenführen und auf normative Fragen beziehen will, spielt im vorliegenden Band keine Rolle. Gleichwohl behandeln Verf. auch ethisch relevante Themen, etwa indem sie fragen, inwiefern die Ökonomisierung des Sozialen das Soziale möglich oder unmöglich macht. Kerstin Jürgens zeigt, wie der Kapitalismus gegenwärtig das Private und die Gefühle instrumentalisiert oder die »ganze Person« ergreift, was Verf. nach der Widerstandskraft des individuell geforderten Reproduktionshandelns und der dafür nötigen »Lebenskraft« fragen lässt (195f, 207ff). »Reproduktive Praxen treten unmittelbar als zentrale Voraussetzung und potenzielle Schwachstelle eines entgrenzten Kapitalismus in Erscheinung und verweisen die Soziologie darauf, dass [...] ein ganzheitlicher, das Private einbeziehender Blick auf die Entwicklung von Gesellschaft und Ökonomie geboten ist« (217). Chiara Saraceno folgert aus ihrem Vergleich aktueller europäischer Sozialstaatspolitiken, dass Bedürfnisse von Care-Empfängern und -gebern nicht länger marginalisiert werden dürften, und stellt die politische wie normative Forderung auf, »nicht auf Ausbeutung basierende soziale

Betreuung und Pflege [zu fördern] und individuelle Freiheit und Würde zu stützen« (253f). Hildegard Theobald weist auf die »Norm« der Verantwortungsübernahme durch nationale Care-Politiken hin und auf die Herausbildung eines grauen Care-Arbeitsmarkts. Susanne Völker betont die Kopplung der Care-Tätigkeit an die ausübende Person, die wiederum in lebendigem Austausch mit den empfangenden Menschen steht.

Angesichts der Reichhaltigkeit der Beiträge wäre es lohnend, in Detailkritiken einzusteigen, Begriffe wie »Lebenskraft« (Jürgens) zu hinterfragen oder die vielfach mitlaufende Frage zu diskutieren, ob wir uns in einer nachindustriellen postfordistischen Gesellschaftsformation bzw. einer Krise der fordistischen Regulation befinden (Völker). Es wäre zu diskutieren, warum die zahlreichen europaweit vergleichenden wohlfahrtsstaatlichen Analysen (hier: Saraceno und Theobald) zwar oft informativ und erhellend im national-provinziellen Tagesgeschäft sind, aber auch tendenziell ermüdend wirken. Sie bleiben häufig deskriptiv anstatt politische Projekte und die Konflikte ihrer Umsetzung zu thematisieren. Sie neigen dazu, Wohlfahrtsregime und Geschlechterverhältnisse losgelöst von der kapitalistischen Entwicklung zu diskutieren. Dennoch liefert das Heft insgesamt einen sehr anregenden Beitrag zur Care-Debatte, insofern es den arbeitgesellschaftlichen Fokus durchhält.

Das Rätsel der »Black Box« wird hierbei allerdings nicht gelöst. Letztlich geht es dabei darum, wie die Grundlagen des Lebens angesichts der Persistenz eines wandlungsfähigen Kapitalismus gesichert, menschenwürdige Verhältnisse im Gesamt der menschlichen Arbeit geschaffen und menschenrechtliche Standards angesichts der Dominanz des Ökonomischen wirksam werden können. Dass dafür neben dem politischen Handeln auch dem sozialunternehmerischen Sektor und der Arbeitsforschung eine wichtige Rolle zukommt, macht das Heft deutlich.

Auf dieser Linie bewegen sich zwei weitere Veröffentlichungen. Die historische Zeitschrift *L'Homme* fragt nach dem »Sich Sorgen«. Die deutsche Übersetzung von Care soll auf Facetten feministischer Forschung hinweisen: Reproduktion, Pflege, Haushaltsarbeiten; sie nimmt jedoch absichtlich nicht die wissenschaftliche, sondern die Alltagssprache auf und stellt eine Beziehung zu Caritas, Liebe, Gefühl und Empathie als Voraussetzungen des gesellschaftlichen Zusammenhalts her. Die Beiträge widmen sich primär der Pflege in Diakonie und Caritas, also einer für das deutsche Wohlfahrtsmodell charakteristischen Organisationsform. Feministische Forschung und Sozialwissenschaften blenden ihn oft aus, vermutlich aus einer generellen Distanz zu »Religion« und Skepsis gegenüber Lebensformen, die sie als vormodern verstehen. Mit dem Verschwinden von Fürsorge-Instanzen religiös-traditionaler Prägung (Schwesternschaften, unentgeltlicher lebenslanger Dienst usw.) tun sich, so Verf., besondere Lücken in der Versorgung auf. Pflege in diakonischen Einrichtungen, die unter Verwertungsdruck stehen, gerät mit dem Ethos fürsorglicher Praxis in Konflikt. Das Heft widmet sich dezidiert als die anderen hier besprochenen Veröffentlichungen den sorge-tätigen Frauen und lässt sie zu Wort kommen (bis zum Interview von Hausen mit einer berliner Hauspflegerin). Sie suchen Eigenlogiken und spezifisches subjektives Ethos von Sorge-Tätigkeiten herauszustellen, dem sie eine unverzichtbare gesellschaftliche Rolle zugestehen, ohne die künftig möglichen Organisationsformen bereits zu kennen. »Wie kann es möglich sein, Mitgefühl als die Sorge für und um andere gesellschaftlich zu organisieren, wenn doch persönliche Zuwendung letztlich unverfügbar und nicht verrechenbar ist?« (Gerhard/Hausen, 11)

Diese Fragestellung bewegt die Arbeitswissenschaftlerin Senghaas-Knobloch in den vorgestellten Zeitschriften wie auch in ihrem Sammelband eigener Aufsätze. Sie analysiert

die postfordistische Dienstleistungsökonomie, die außer durch »Hightech« auch durch einen nicht abnehmenden Bedarf an »Hightouch« gekennzeichnet sei. Ihr Interesse gilt der »fürsorglichen Praxis« als Voraussetzung von Reproduktion und gesellschaftlichem Zusammenhalt. Mit Adam Smith, dem Moralphilosophen und Begründer der Ökonomie als eigenständiger Wissenschaft, vertraut sie darauf, dass die »Haltung der Anteilnahme auch in einer von der Durchsetzung von Interessen geprägten Tauschgesellschaft [...] unverletzlich« sei (*Berliner Journal*, 223). »Die verallgemeinerte Merkantilisierung von Arbeitskraft stellt uns heute vor die Aufgabe, Räume zu konstruieren, in denen die Zeitökonomie der Tauschgesellschaft keinen Eingang findet.« (*L'homme*, 37) Diese Möglichkeit und Fähigkeit zur Empathie soll die Arbeitsforschung aufspüren und sichern.

Angesichts der im Kapitalismus erfolgten Ausgrenzung leibseelischer Bedürfnisse und konkreter Versorgungspraxis aus der Wohlstandsdefinition sowie der Festschreibung geschlechterspezifischer Zuständigkeiten für diese Care-Tätigkeiten führt Verf. arbeitswissenschaftliche Realitätschecks durch, v.a. indem sie nach dem subjektiven Faktor fragt und Haltungen wie Fairness oder Widerständigkeit beleuchtet (*Arbeitswelt*, 131ff, 153ff). Zu diesem Feld gehört auch ihre mit Christel Kumbruck durchgeführte Untersuchung zum »Ethos fürsorglicher Praxis« in der Pflegearbeit der evangelischen Diakonie, die unter Rationalisierungsdruck steht (*Berliner Journal*, *L'Homme*). Die Auswertung der mit dort Beschäftigten geführten Interviews generiert eine immanente Kritik des liberalen Wohlfahrtskonzepts, das die gesellschaftliche Notwendigkeit nicht kommerzialisierter fürsorglicher Praxis ignoriert – und in geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung Frauen dafür zuständig macht. Für die Arbeitsforschung folgert Verf., dass der physikalisch verengte Arbeitsbegriff erweitert werden müsse, weil er die Qualität der fürsorglichen Praxis nur unzureichend erfasse (*Arbeitswelt*, 177ff). Daraus ergibt sich, worauf es Verf. zunehmend ankommt: »Haltungen der Verantwortlichkeit, der Zuwendung und der Zuneigung finden sich in berufsförmig und nicht berufsförmig organisierten Praxisfeldern der Fürsorge« (188). Die Frage bleibt, ob und anhand welcher Kriterien sich Sphären des ökonomischen und nicht-ökonomischen Tätigseins überzeugend abgrenzen lassen. Verf. scheint im Anschluss an Hannah Arendt darauf zu bauen, dass sich ein unbeschädigtes tätiges Leben führen lässt, wenn »Werte« ihren Platz bekommen. Dem soll nicht widersprochen werden. Aber es fällt doch auf, dass ausgerechnet der aus der Ökonomie in die Ethik eindringende Wertbegriff die Ökonomie humanisieren soll. Über die Bedingungen für eine solche ethische Unterfütterung sollte weiter nachgedacht werden. Sabine Plonz (Münster)

Arlt, Ilse, *Werkausgabe*, LIT Verlag, Münster 2010; Bd. 1: *Die Grundlagen der Fürsorge* (1921), hgg. u. mit einem Nachwort versehen v. Maria Maiss (288 S., br., 19,90 €); Bd. 2: *Wege zu einer Fürsorgewissenschaft* (1958), hgg. u. mit einem Nachwort versehen v. Maria Maiss (148 S., br., 19,90 €); Bd. 3: *(Auto)biographische und werkbezogene Einblicke*, hgg. v. Maria Maiss u. Silvia Ursula Ertl (170 S., br., 19,90 €)

»Die Ganzheit des Lebens hat beständig vor uns zu stehen, der Mensch als Ausgangspunkt und als Ziel unserer Arbeit« (Bd. 2, 62). In der aktuellen fachübergreifenden und weit verzweigten Debatte um Theorie und Praxis des Sorgens (Care) lohnt eine ausführliche Würdigung von Leben und Werk Arlts (1876-1960) ebenso wie im Projekt der Sicherung der weiblichen Genealogie des Wissens. Zunächst einmal gewährt die Wiederauflage ihrer Werke Einblick in die Entstehung der theoretischen Grundlagen Sozialer Arbeit in der ersten Hälfte des 20. Jh. bis zum großen Aufschwung der Wohlfahrtspolitik nach dem Zweiten Weltkrieg. Als Lehrbücher einer der »deskriptiven Ökonomie« verpflichteten

Autorin haben sie teilweise enzyklopädischen Charakter und sind trotz einfacher Sprache, durchdachter Gliederung und systematischer Entfaltung der Themen nicht durchgängig flüssig lesbar. Verf. legt zahlreiche Konzeptions- und Einzelfragen dar, die bis heute herausfordern: Kinderschutz und Gewaltprävention von Anfang an durch gesundheitliche Begleitprogramme und staatliche Aufsicht, Jugendverwahrlosung und Bildungsnotstand, Abgrenzung der Verantwortungsbereiche von Schule, Familie und Gesundheitsversorgung.

Darüber hinaus ist Arlts Werk interessant für die feministisch-sozialwissenschaftliche Forschung: zum einen, weil es in einer nicht durch Anglizismen, Neologismen und Soziologismen überformten deutschen Sprache Perspektiven vertritt, die im linken Feminismus kritisiert werden, aber bis heute in Politik und Öffentlichkeit durchaus relevant sind. Zum anderen, weil Verf. einen Ansatz entwickelt, der in Teilen wegweisend ist, auch wenn sie ihn letztlich selbst konterkariert: eine bedürfnis- und prozessorientierte, alltagsbezogene, das Individuum in seinen Sozialbezügen in den Mittelpunkt stellende Wissenschaft, Ausbildung und Praxis konkreter Hilfe.

Verf. konstatiert spezifische gesellschaftliche Notlagen des Zeitalters der Industrialisierung, die durch die Weltkriegsfolgen verschärft wurden, würdigt die Erfolge der Arbeiterbewegung, von Humanisten und religiösen Philanthropen und kritisiert national-ökonomische Theorien einschließlich des Marxismus als zu eindimensional (Bd. 2, 58). Sie beklagt das Fehlen professionellen und wissenschaftlich reflektierten Fürsorgehandelns in einer zersplitterten und partikular-ethisch motivierten Landschaft (Vereine usw.) bei zugleich breit entfaltetem Potenzial in Österreich und Deutschland, das sie international vergleichend profiliert (denn seinerzeit fanden regelmäßig internationale Kongresse der Sozialarbeit statt, die us-amerikanischen Ansätze der Social Case Work waren ihr bekannt und sie selbst als Autorin offenbar international rezipiert, vgl. Bd. 2, 144f; Bd. 3, 113f). In dieser Situation entwickelt Verf. – in Vorläuferpublikationen ab 1906 – die »Grundlagen der Fürsorge«. »Um aber Bestandteil der öffentlichen Ordnung zu werden mit obrigkeitlicher Gewalt ausgestattet, mit Rangordnung und Besoldung der Ausübenden, mit feststehenden Budgets und abgegrenzten Wirkungskreisen bedarf die Hilfstätigkeit des theoretischen Aufbaues.« (Bd. 2, 58)

Ihre Ressourcen für dieses Projekt sind: Praxiskenntnisse und soziokulturelles Wissen, das Studium der Ökonomie, das Vertrauen auf Methoden der Armutsforschung mit naturwissenschaftlicher Genauigkeit und somit auf die mathematisch ermittelbare Beurteilung sozialpolitischer Optionen (z.B. beim Nachweis der ›Schädlichkeit‹ von Müttererwerbstätigkeit und der ökonomischen Rationalität des Einsatzes von Familienpflegerinnen im Arbeitermilieu, Bd. 1, 216ff). Dabei wird sie vom Glauben an den dadurch ermöglichten Fortschritt getragen. Ihre Vision ist, trotz ihres Wissens über immer neu auftretende und sich verändernde Notlagen, eine humanisierte Gesellschaft durch die voll entwickelte »Menschenpflege« (»Hauswirtschaft – das ist Menschenpflege«, 21, 105 u.ö.). Diese ist Teil einer theoriegeschichtlich nicht hergeleiteten »Ökologie« als »Lehre von den Beziehungen der Organismen zur Außenwelt, zu ihrem Wohnort, zu den Organismen, mit denen sie zusammenleben, zu der Gesamtheit der organischen und anorganischen Existenzbedingungen« (Bd. 2, 61f, Zitat im Orig. nicht belegt, 128 u.ö.). Verf. scheint Fürsorge als Pflege des »Lebens« (Bd. 1, 189f) zu verstehen, zu der daneben auch medizinisch-biologische und wirtschaftliche Fertigkeiten arbeitsteilig beitragen. Der Begriff der Menschen- und mit ihm der »Volkspflege« und ihre Hochschätzung volkscundlichen, ja »völkisch« bezeichneten Wissens (170 u.ö.) weckt heute berechnete Abwehr, ist aber theoriegeschichtlich lehrreich und nicht in allen Aspekten sachlich überholt (man denke an die Würdigung

indigener Kulturen und der Subsistenzwirtschaft als Überlebensansatz in heutigen Armutsregionen; auch die moderne Familienforschung greift ethnographische Erkenntnisse auf, z.B. Ingeborg Weber-Kellermann). Verf. selbst gehörte zu den ersten Wissenschaftlerinnen Österreichs und wurde vom NS-Regime mit Berufsverbot belegt und verfolgt. In einem kurzen Absatz reflektiert sie die seinerzeit populären wohlfahrtspolitischen Phantasien über Euthanasie, die sie in der Fürsorgerinnenausbildung didaktisch zu überwinden beansprucht (Bd. 2, 121), sowie eugenisch motivierte Familienrechtsinitiativen, die sie als pseudoverantwortlich entlarvt (Bd. 1, 239).

Arlts Koordinatensystem bleibt in beiden Büchern (Bd. 1 u. 2) weitgehend gleich. Verf. identifiziert 13 grundlegende menschliche Bedürfnisse und macht sie zu ihrem ständigen, systematisch durchdachten Referenzpunkt in Analyse, Problemerkhebung und Lösungsansätzen sozialer Notlagen. Sie vertritt vehement die Notwendigkeit, den »kleinsten Elementen« des menschlichen Lebens Aufmerksamkeit zu schenken als Grundlage gelingenden Fürsorgehandelns (Bd. 1, 20ff; Bd. 2, 126 u.ö.). Das Individuum sei dabei Ausgangs- und Zielpunkt. Dieses begreift sie konträr zum liberalen, reduktionistischen Individualismus als ganzen Menschen in sozialen Bezügen, weshalb sie auch entschlossen gegen kollektivistische Lösungen anspricht (Bd. 2, 93) und sich stattdessen zum »Individualismus für Alle« bekennt (129). Zugleich sucht sie die von ihr begründete Wissenschaft vor dem in der Wohltätigkeitsarbeit waltenden Subjektivismus zu schützen, indem sie auf einer planmäßigen, vollständigen und radikal am menschlichen Maß orientierten Methodik besteht. Die möglichen Folgen ihres Ansatzes, der die seinerzeit privat wie staatlich vorherrschende kontraproduktive Zersplitterung treffend kritisiert, reflektiert sie aber nicht: eine totale Planung und Kontrolle seitens staatlicher Instanzen (die dann im NS-System instrumentalisiert wurde).

Interessant ist der Kompass, an dem sie ›Fürsorge‹ bzw. ›Volkspflege‹ (Def. in Bd. 1, 117) ausrichtet. »Armut ist eine Negation, kann daher nicht als Ausgangspunkt für positive Arbeit dienen, sondern das Positive muss ins Auge gefasst werden, dessen Negation Armut heißt. Es ist das *menschliche Gedeihen*« (Bd. 2, 61; vgl. Bd. 1, 51). Fürsorge wird so zu einer ganzheitlichen Sozialen Arbeit, deren Dynamik und aktuelle Agenda sich aus der Differenz zwischen Bedürfnissen und Gedeihen ergeben. »Fürsorge ist nicht von den Fürsorgeeinrichtungen her, sondern einerseits von der Bedürftigkeit und den Gesetzmäßigkeiten, andererseits vom Gedeihen her zu orientieren« (Bd. 2, 122). Indem Verf. in der Fürsorgepraxis auf die Erfüllung der Grundbedürfnisse abhebt, stellt sie den im Konkreten realistisch erfassten unmenschlichen Lebensbedingungen beständig die Utopie eines guten Lebens gegenüber. So wird auch die Befähigung von Menschen als Handelnde in eigenen Angelegenheiten zum Kriterium der Hilfe. Wirksame Armutsbekämpfung könne nicht beim Vertiefen der Depression über die Not breiter Schichten ansetzen und durch moralische Appelle geleistet werden, auch wenn Verf. den Altruismus selbst als menschliches Bedürfnis versteht (47). Auch darin erweist sie sich als Kritikerin des Wirtschaftsliberalismus – genau wie mit ihrer Einsicht: »Der Arme hat oft größere Bedürfnisse als der Wohlhabende« (77).

Ihre Versuche, diese Perspektive in einer Haushaltskunde und -lehre umzusetzen, sind aktuell und brisant. Genau sie markieren aber auch die Grenze, die ihren Ansatz insgesamt aushebelt. Die Haushaltswissenschaften sind bis heute – auch unter Ägide einer feministisch argumentierenden Rosemarie von Schweitzer, der Kommissionsvorsitzenden des wirkungsvollen *Fünften Familienberichts der Bundesregierung* (1994) – gefangen in dem Dilemma zwischen Würdigung und Nutzung historisch erklärbarer weiblicher

Kompetenzen und der Bekräftigung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung samt ihrer Ontologisierung. Zugleich wird das Fach in seiner ökologischen und geschlechterperspektivischen Relevanz vom ökonomischen Mainstream wie von kritischeren Theorien ignoriert. Als eine Pionierin dieses Fachgebiets verlor sich Verf. in einer akribischen Sammelbewegung (sie gründete ein 1938 von den Nazis aufgelöstes Haushalts- und Volkskundemuseum in Wien, dessen Überreste nun wiederum von Hg. archiviert werden, Bd. 3, 133ff) und in einer Anhäufung von Wissen und Fertigkeiten, die sich Frauen als Verantwortliche des Haushalts bzw. als Studentinnen der Volkspflege anzueignen hätten. Frauen hätten es »in der Hand, ein Zeitalter ökologischer Rationalisierung heraufzuführen« (Bd. 2, 128). Arlts 1912 gegründete Volkspflegeschool basiert auf dem Grundgedanken der »uralten Einheit der Hausmutterleistung« (Bd. 1, 196). Dabei stellt Verf. aktuell wieder aufgenommene Überlegungen zur »fürsorglichen Praxis« an. So sei die Umrechnung von häuslicher (Pflege-)Arbeit in Geld fragwürdig, es gehe hier um einen anderen »Tüchtigkeitsmaßstab« als dem der hochgradig arbeitsteilig erbrachten Erwerbsarbeit: »In der gesamten Fürsorge, einschließlich der der Frau für die Familie, ist die Leistung ebenso wichtig wie die Güter. Jene wird nun von der Wirtschaftslehre fast vollständig vernachlässigt und ist dort, wo sie selbständig hervortritt, so vielfältig verquickt, daß ihr Wesen nie klar ans Licht kommt. [...] Im Einzelhaushalt wieder erscheint die Arbeitsleistung verquickt mit den verschiedenartigen sittlichen Werten [...]. Wir sehen [...] die so selbständige Leistung stets in engster Verknüpfung mit persönlicher Abhängigkeit [...]. Doch liegt nicht die Unterwerfung unter Personen, sondern die unter Pflichten vor.« (216f)

Verf. leistet einen epochalen Beitrag zur Armutsforschung. Durch seine Einbettung in eine Hauswirtschafts- und Volkskundelehre stellt sie ihn in einen weiteren gesellschaftlichen Horizont. Da Verf. aber keine Brücke schlägt von einer verantwortungsethisch gedachten haushälterischen Konsum- und Verbrauchersphäre zur Produktionssphäre, bleibt diese Vermittlung ein Desiderat. Maiss' Nachworte liefern nützliche Überblicke zum Gesamtwerk und interpretative Hinweise für eine aktuelle Rezeption, wie den auf die Entwicklungstheorie von Amartya Sen und Martha Nussbaum (Bd. 1, 266-70). Einige ihrer Konstruktionen sind jedoch zu hinterfragen: So versteht Hg. Arlt als Vertreterin der »Alten Frauenbewegung« bzw. eines »Weges der kleinen Schritte« und geht darüber hinweg, dass allenfalls die bürgerliche Frauenbewegung mit ihrem Weiblichkeitskonzept und der daraus abgeleiteten Berufung der Frau zur Mutter bzw. zu mütterlichen Berufen gemeint ist; auch behauptet sie, Arlt fasse Geschlechterrollen nicht essenzialistisch oder ontologisch auf, wofür sie jedoch zu schwache Belege anführt wie etwa die Erwähnung möglicher männlicher Volkspflegeberufe, der Grundsatz, nicht alle Frauen müssten Pflege leisten (Bd. 2, 140-43; Bd. 1, 276-79) oder Arlts Bejahung weiblicher Erwerbstätigkeit. Bei genauerer Betrachtung wird allerdings deutlich, dass Arlt mittels konkreter Berechnungen anhand ihres Bedürfnisindex und dem Vergleich von Zeitaufwänden eine angemessene Aufteilung der Arbeiterfrauen zwischen Haushalt und Erwerb diskutiert und dabei die normativen Setzungen ihrer Zeit hinsichtlich Mutterschaft und Zuständigkeiten wiederholt (Bd. 1, 218ff). Schließlich legt Hg. nachvollziehbar dar, Arlt sei durch den Sozialstaatsdenker Lorenz von Stein beeinflusst, einem Zeitgenossen von Marx, dessen misogynen Theoriebeiträge, welche Ute Gerhard, Karin Hausen und Hannelore Schröder in den 1970er Jahren thematisierten, jedoch unerwähnt bleiben.

Auch wenn Arlts Werk nicht als eine »ältere Care-Theorie« deklariert werden sollte, ist vieles davon bedenkenswert und als aus der Zeit gefallener Akzent in aktuelle Debatten einzuwerfen: die Suche nach einem ausgewogenen Verhältnis nachprüfbarer »objektiver«

Analyse und Subjektstärkung, konsequenter Praxisbezug, Konzentration auf die Fakten anstelle moralisierender Spekulation, vielleicht auch die Anlage einer ›diversity affirming‹ Sozialarbeit. Arlt kann, anders als z.B. jüngere feministisch-ethische bzw. philosophische Ansätze, auf eine persönlich werdende Reflexion der Hilfebeziehungen und ihrer ethischen Qualität verzichten, ohne dass man ihr vorwerfen könnte, diese unzulässig zu ignorieren (vgl. meine Besprechungen von Mol u.a. und *Berliner Journal/L'Homme/Senghaas-Knobloch* in diesem Heft).
Sabine Plonz (Münster)

Mol, Annemarie, Ingunn Moser u. Jeannette Pols (Hg.), *Care in Practice. On Tinkering in Clinics, Homes and Farms*, transcript, Bielefeld 2010 (325 S., br., 35,80 €)

Vom »flickschusterischen« (tinkering) Umgang mit Tieren, Kranken und Technik handelt dieses Buch. Es will damit die Diskussion über »Care« weiterführen, die vermeintliche Alternative zwischen Sorge-Ethos und Technologie hinter sich lassen und Gestaltungsspielräume ausleuchten, die sich aus deren Interaktion bei der Versorgung von Menschen und Tieren ergeben. ›Flickschusterei‹ wird positiv verstanden als ein Lernprozess, der durch Aufmerksamkeit und Anpassung von Instrumenten, Werkzeugen, Situationen und Gewohnheiten die Praxis des Sorgens verbessert (12-15). Die Heterogenität und Unvergleichbarkeit der zusammengestellten Fallstudien leugnen Hg. nicht. Die Texte bilden eine überraschende Sammlung von Erfahrungen, die persönlich Betroffene, Professionelle und Künstler mit den Grenzen des Lebens und der auf vielen Wegen abhelfbaren Bedürftigkeit von Umsorgten machen, um die Qualität von »care in practice« tiefer auszuloten. Verf. unterstreichen, dass von außen kommende allgemeingültige Kriterien von »good care« zurücktreten, je mehr die Umsorgten selbst einbezogen sind, je mehr der Körperlichkeit von Patienten und Praktikerinnen Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Die ethische Dimension von Care wird weniger in den Motiven, Tugenden oder angestrebten Gütern verankert als in der Fähigkeit *anzuerkennen*, dass es um Gut und Böse, Gelingen oder Nichtgelingen geht. Konkret beleuchten Verf., dass Krankheit, Bedürftigkeit, Tod und Sterbeprozesse nicht abspaltbarer Teil des Lebens sind; dass Menschen als körperliche Wesen mit Tieren verbunden sind, auch wenn sie eine wirtschaftliche, nutzenorientierte Beziehung zu ihnen haben, die das Töten einschließt, ohne dass dadurch menschliche Sorge für Tiere (und umgekehrt) obsolet wird; dass Menschen nonverbale Kommunikationsformen entwickeln und dass technische Hilfsmittel und körperliche Prozesse interagieren und sich prozesshaft entwickeln (z.B. Konstruktion von Rollstühlen, künstliche Beatmung). Um diesem weiten Spektrum ›sorgender Praxen‹ auf die Spur zu kommen, schildern Verf. Beobachtungen mit Wachkoma-, Lungen- und Demenzpatienten, Jugenderinnerungen an das »Homefarming« oder das Zusammenwirken von »tenderness« und klinischer Kälte bei Massenschlachtungen von seuchenkranken Tieren.

Professionelles Wissen, Erfahrung von Betroffenen (Angehörigen) und wissenschaftliche Diskussionen fließen zusammen, auch wenn die Praxisebene samt den handelnden Subjekten immer im Vordergrund bleibt. Janelle Taylor etwa berichtet, wie sie während der Begleitung ihrer (klinisch gut versorgten) demenzkranken Mutter über die von ihrem Umfeld gestellte besorgte Frage »Erkennt sie dich?«, die ihrer Auffassung nach einem Symptom der Krankheit zu viel Gewicht gibt, neu nachdenkt (27ff). Inwiefern ist die Frage überhaupt von Bedeutung, auf welcher Ebene *erkennt* die Mutter, auf welcher Ebene *erkennt* die Tochter die Vergangenheit ihrer Mutter als weiterhin gegenwärtig? Verf. realisiert schrittweise, dass im Prozess des Sorgens die immer noch präsente, sorgende Aufmerksamkeit der Mutter wieder erkennbar wird.

Der Band entwirft keine Theorie, sondern setzt, wie Hg. einleitend darlegen, auf phänomenologisch erhobene Möglichkeiten »to strengthen care practices – and whoever is involved in them« (11). »The point is not to preach equality, but to attend to everybody’s specificities and to the relations in which we make each other be« (15). Die Erfahrungen und Selbst- wie Fremdbeobachtungen werden zumeist so entwickelt, dass die Leserin auf einem Weg mitgenommen und von Situation zu Situation geführt wird. »Mostly, we go there ethnographically« (12). Qualitative Untersuchungen stoßen auch auf Defizite bei den politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen, etwa im Fall der niederländischen Praxis von »Telecare« (171ff). Diese erfasst den Gesundheitszustand zuhause lebender herz- oder diabeteskranker Menschen und überträgt ihn elektronisch an die jeweilige Klinik; oder ermöglicht Lungenkranken, kleine Videokonferenzen mit anderen Kranken abzuhalten. Die Beobachtung dessen, was die Technologie konkret leistet, wie sie Patienten und medizinische Interventionen beeinflusst sowie neue Probleme hervorbringt, bringt Pols zufolge Ergebnisse, die konträr zu den interessegeleiteten Evaluationen der jeweiligen technologischen Anwendung im Zuge ihrer Markteinführung stehen und nach mehr öffentlicher Debatte verlangen. Denn die »Utopien« (188) von Effizienz, Kostenreduktion und Patientenautonomie würden nicht verwirklicht, während die marktförmige Organisation von »Gesundheit« Patientenbedürfnisse und eine entsprechende Versorgungspraxis bereits in der Forschung an den Rand dränge.

Hg. präsentieren ein Lesebuch, das für Betroffene, Professionelle oder Fragende interessant ist, auch wenn es manchmal Überwindung kostet, in diese fremden Welten einzutauchen und sie miteinander zu verbinden. Es ist ein Buch der Entschleunigung und der Elementarisierung, das sich nicht zur direkten Übersetzung in sozial- oder gesundheitspolitische Programme anbietet, aber auf hoch entwickelten wohlfahrtsstaatlichen Strukturen mit ebensolchem technologischen Niveau aufbaut und deren Potenzial für eine fürsorgliche Praxis auslotet.

Sabine Plonz (Münster)

von Werlhof, Claudia, *West-End. Das Scheitern der Moderne als »kapitalistisches Patriarchat« und die Logik der Alternativen*, PapyRossa, Köln 2010 (261 S., br., 17,90 €)

Wer heute zurückblickt auf die als »Bielefelder Ansatz« bekannten feministischen Analysen von Veronika Bennholdt-Thomsen, Maria Mies und Verf. und auf die Diskussionen der ökofeministischen Kongresse der 1980er Jahre, stellt fest: Vieles von dem, was damals prognostiziert wurde, ist in erschreckendem Maße eingetroffen. Die fortschreitende Globalisierung und die Integration aller Gesellschaften in den kapitalistischen Markt haben eher mehr als weniger Armut, Krieg und Umweltzerstörung hervorgerufen. Und vor allem, das Ausmaß, in dem Frauen weltweit die moderne Reproduktionsmedizin in Anspruch nehmen, um die »richtigen« Kinder zu bekommen, bestätigt viele der früheren Warnungen. »Es erlebt heute jeder am eigenen Leibe, was wir vor 30 Jahren schon prognostiziert haben.« (15)

Verf. hat vor diesem Hintergrund Aufsätze und Reden aus den Jahren 1999 bis 2008 zusammengetragen und aus ihrer heutigen Perspektive kommentiert. Sie erweitert ihren Begriff der »fortgesetzten ursprünglichen Akkumulation« dabei mit Hilfe ihrer »Alchemie-These« zu einer kritischen Patriarchats-theorie (14). Alchemie, als Urform aller analytischen Wissenschaft, die Materie in Teile zerlegt und neu zusammensetzt (vgl. 14, 106f), ist für sie die »Methode« des Patriarchats (90). Das Patriarchat aber ist die »Tiefenstruktur« des Kapitalismus (80). Durch die modernen Reproduktionstechnologien wird eine neue Qualität des Patriarchats erreicht: »Die Ideologie männlicher »Produktivität« und männlich-göttlichen

›Schöpfertums‹ [wird] in eine materielle Realität« verwandelt (81). Die kapitalistische Aneignung allen Lebens, aller Arbeitskraft, allen Bodens und der Erde selbst werde noch einmal gesteigert. Verf. nimmt hier (ohne direkten Verweis) einen Gedanken aus der Gouvernamentalitätsdebatte auf und konstatiert, dass Männer und Frauen selbst Anteil an der Enteignung von ihrem Leib haben: »Frauen tun heute vielfach so, als wüssten sie nicht, was dies bedeutet, ja als wäre der patriarchale Versuch, eine mutterlose Gesellschaft herzustellen, möglich und selbst für sie auch noch erstrebenswert.« (120)

Aber nicht nur die Fragwürdigkeit der modernen reproduktionstechnologischen Angebote, auch der Balkankrieg, die internationalen Freihandelsabkommen (GATT, TRIPS u.a.) und das Weltwirtschaftsforum werden aus Sicht ihrer Patriarchatstheorie interpretiert. Ihre Alternative lautet wie vor fast 30 Jahren: Ausstieg aus der Waren- hin zur Subsistenzproduktion. Dem Teil der Frauenbewegung, die sie »Genderfrauen« nennt, wirft Verf. vor, kein Interesse an einem »neuen Verhältnis Frauen-Leib-Natur« zu haben, sondern als den Männern Gleiche und Gleichberechtigte anerkannt werden zu wollen (19). Ja, es stimmt, dass vieles eingetroffen ist, was lang schon prognostiziert wurde. Die Alternativen überzeugen jedoch immer noch nicht. Statt konkrete Schritte zu nennen, wie die geforderte Distanz zum kapitalistisch-patriarchalen System erreicht werden kann, postuliert Verf. pauschal die Rückkehr zu einer nicht näher beschriebenen Frauenkultur (260).

Heide Mertens (Soest)